

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Weltbegebenheiten

[urn:nbn:de:bsz:31-337423](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-337423)

Weltbegebenheiten.

Bis Ende Juni 1928.

Wenn der Hausfreund das Jahr überschaut, das hinter ihm liegt, kommt es ihm vor, als stände er wieder wie in seiner Kinderzeit an einem Herd, auf dem ein Topf mit kochendem Wasser aufgesetzt ist. Der Deckel wird von dem Dampf in die Höhe gehoben und sinkt wieder herunter. Es „pfpuffert“ fort und fort, und jeden Augenblick denkt das Kind: „Jetzt fliegt der Deckel in die Höhe, und der Dampf fährt als eine weiße Wolke in die Küche hinein. Wehe dem, den der Dampf trifft. Das gibt Brandblasen!“

So hat es in der Welt überall „gepfuffert“ und „pfpuffert“ noch weiter. Ob der Deckel wirklich in die Höhe fliegt? Und ob der Kriegsdampf über die arme Menschenwelt fliegt und sie versengt mit seinem heißen Atem? Gott verhüte es! Die Menschen scheinen das Verhüten immer noch nicht zu verstehen, so viel Mühe sie sich auch drum geben.

Der geneigte Leser weiß, daß die Völker von Europa deshalb einen Völkerbund geschlossen haben, um dem Deckel zu wehren, daß er nicht in die Höhe springt. Damals, als der Vertrag von Versailles unseligen Angebens gemacht worden ist, haben die Sieger dem deutschen Volk die Verpflichtung auferlegt, „abzurüsten“. Wir dürfen nur eine „Polizeitruppe“ halten, die man „Reichswehr“

nennt, und die nicht über hunderttausend Mann betragen darf. Und die Völker, die uns unsere Waffen aus der Hand geschlagen haben, haben sich feierlich dazu verpflichtet, auch ihrerseits „abzurüsten“. Deutschland muß den Anfang machen — die anderen müssen nachfolgen — so hat's damals geheißt. „Was ich geschrieben habe, das habe ich geschrieben“, hat vor grauer Zeit einmal ein Mann gesagt. Und geschrieben steht's: es muß abgerüstet werden. Darum ist an die Franzosen und die Engländer, an die Japaner und an die Italiener und an alle, die mit ihnen Brüderles gemacht haben, die Aufforderung gegangen: „Jetzt haltet euer Wort! Die Welt will Frieden haben!“ Ja: versprechen ist leicht — halten ist schwer. Vorab wenn man nicht halten will, was man versprochen hat. Es ist eben gar zu schön, wenn man in der Nacht ist. Von dem Thron der

Macht herunterzusteigen, will keinem in den Kopf, der das Regiment hat. Und zur Nacht gehören Soldaten, Tanks, Unterseeboote, Flugzeuge und all die schönen Dinge, mit denen man denjenigen das Lebenslicht ausblasen kann, die an die besagte Nacht tippen wollen.

Drum hat die „Abrüstungskommission“, die so ungefähr alle halbe Jahre einmal in Genf zusammenkommt, außer ihrem schönen Namen, den sie sich beigelegt hat, noch nichts für die Abrüstung getan. Schöne Redensarten hat man losgelassen. Das hat nur so gesprüht wie lauter Feuerwerk. Aber wenn die Raketen zerplatzt sind, ist nichts mehr da von all dem Feuerwerk. Vor allem der Franzose Briand versteht es meister-



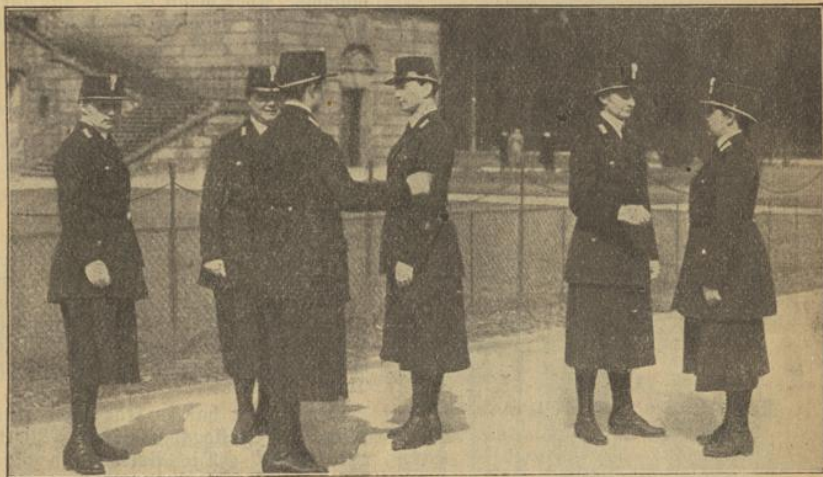
Eine Seilbahn auf den Pfänder.

Die Technik erobert alle Berge. Auch auf den Pfänder bei Bregenz hat man jetzt eine Drahtseilbahn gebaut.

lich, Friedensreden zu halten. Wenn man ihn hört, meint man, kein Engel könne so rein sein wie das Friedenskind Frankreich, das der ganzen Welt die Brüderhände entgegenstreckt. Aber wenn man fragt: „Wo ist die Kaserne, die ihr geschlossen habt? Wo sind die Tanksfabriken, die nicht mehr arbeiten? Wie viele Flugzeuge habt ihr außer Betrieb gesetzt?“ — dann zuckt der Herr Briand die Achsel. So schnell schließen die Franzosen nicht, meint er. Gut Ding müsse Weile haben. Und so war's zum Lachen — nein, eigentlich zum Heulen — wie im Herbst 27 die Herren Staatsmänner aus allen Weltteilen zusammengekommen sind und über die Abrüstung beraten haben. Jeder hat zum anderen gesagt: „Hanemann, geh du voran, du hast die längsten Stiefeln an!“ Freilich — die Russen haben ge-

meint, sie schießen den Vogel ab. Sie haben durch ihren Gesandten sagen lassen: „Jetzt wird gründlich reiner Tisch gemacht. Wir beantragen, daß alle Heere sofort entlassen werden. Alle Fabriken, die Kriegsgeräte herstellen, werden geschlossen. Es darf kein Kriegsministerium mehr geben. Kein Generalstab soll mehr über die Pläne eines kommenden Feldzugs brüten dürfen. Aus und Amen mit allem Kriegsgeschrei!“ Das wäre eine Radikalkur ersten Ranges gewesen. Aber mit solchen Vorschlägen sind sie an die verkehrte Schmiede gekommen. Das könnte man machen, wenn — Menschen nicht mehr Menschen, sondern Engel wären. Im Himmel gibt's keinen Krieg. Aber auf Erden — das ist ein ander Ding. Soldaten muß man haben, schon um im Inneren eines Volkes die Ordnung aufrechtzu-

ander gewesen in Genf. Diesmal hat der deutsche Abgesandte, ein Herr v. Simson, sehr kluge und besonnene Vorschläge gemacht. Er hat gesagt: „Das Schlimmste ist bei allen Ausbrüchen von Völkerfeindseligkeiten, daß jeder gleich los schlägt, weil er der Erste sein will. Und drum kann man das Feuer nicht löschen, weil es beim ersten Ansturm himmelhoch brennt und der Sturm des Hasses hineinbläst! So wollen wir denn ein Gesetz erlassen, das allen Völkern befiehlt, bei entstehenden Streitigkeiten erst den Völkerbund anzurufen. Und ehe der Völkerbund gesprochen hat, darf keiner angreifen. Alle Heere müssen genau da liegen bleiben, wo sie beim Ausbruch der Feindseligkeiten gestanden sind. Und wenn der Völkerbund beschließt, erst muß Waffenstillstand sein, damit man den ganzen Handel genau prüfen



Weibliche Schupo in Dresden.

Die Schuppelbeamtinnen, die vor einiger Zeit in Dresden probeweise eingestellt wurden, haben sich sehr bewährt. Sie werden jetzt wie die anderen Beamten ausgebildet und im öffentlichen Dienst Verwendung finden.

erhalten. Da ginge es schön her, wenn jeder machen könnte, was er wollte, ohne daß eine feste Faust ihm unter die Nase fährt. Haben nicht die Russen selbst ihren Arbeitern gesagt: „Jeder von euch muß mit einem Gewehr umgehen können. Jeder muß wissen, wie man einen Schützengraben baut. Jeder von euch muß gerüstet sein, wenn es los geht, damit er seinen Mann stellt!“ Und dieselben Russen, die damit nicht mehr und nicht weniger wollen als ein Volk in Waffen, machen dann schöne Augen und verlangen, daß alles Waffenwesen aufhöre. Die Deutschen, die keine Waffen haben, haben gemeint, man solle über die Vorschläge der Russen beraten und daraus nehmen, was für Europa gut und wertvoll sei. Aber die anderen Staatsmänner haben höflich gelächelt: „Man ehre die edlen Gedanken der Russen — aber so weit sei man leider in der Menschenwelt noch nicht!“ Und mit diesem höflichen Verneigen vor dem russischen Friedensplan ist die Versammlung wieder auseinander gegangen. Es ist alles beim Alten geblieben.

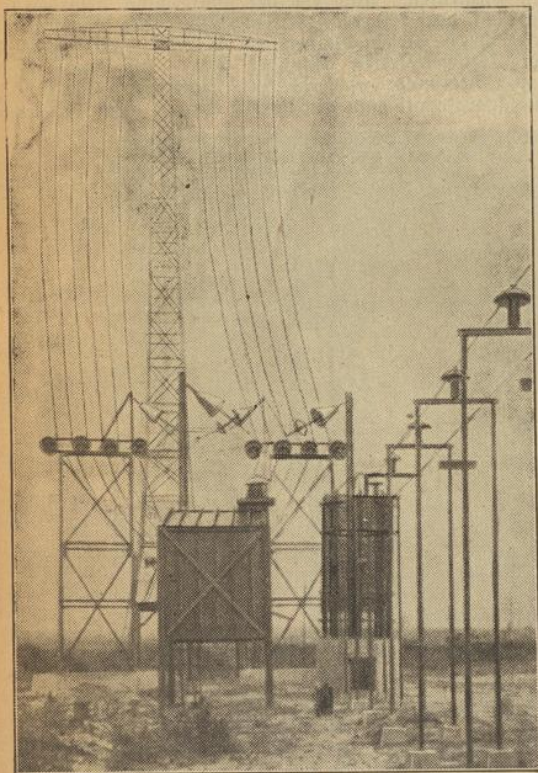
Im Frühjahr sind sie dann wieder beiein-

kann, darf keiner eine Flinte losbrennen. Wehe dem, der auch nur den Finger an einen Säbel legt — der wird vom Völkerbund geächtet!“ Wirklich! Das ist doch ein Plan, den man durchdenken kann. In 99 von 100 Fällen würde dann der Krieg vermieden werden. Denn wenn die Hitzköpfe etwas abgekühlt sind, kommen sie allermeist von selber zur Vernunft.

Aber auch dieser Vorschlag ist von den hohen Herrschaften zu Genf nur „zur Kenntnis genommen worden“. Beschlossen haben sie wiederum nichts. Und so wird ins Unendliche weiter beraten, bis einmal — ein Blitz aus dem dunkeln Gewölk zuckt, das über Europa hängt. Und dann wird das alte Glend von neuem losgehen, das anno 14 bis 18 über der verzweifeltsten Menschenwelt gelegen ist. Und niemand denkt daran, daß man im Herbst 18, als Deutschland besiegt am Boden lag, gerufen hat: „Nie wieder Krieg!“

Auch die Amerikaner bemühen sich um den Weltfrieden. Das ist ja kein Wunder. Denn sie haben ihre vielen Milliarden in der ganzen

Welt herum gepumpt. Und von diesen Militärden wollen sie keine einzige verlieren. Darum hat der amerikanische Staatssekretär Kellogg zuerst an die Franzosen und dann an alle anderen europäischen Völker ein Schreiben gerichtet, in dem er gesagt hat: „Wir wollen jeglichen Krieg ächten!“ Ein Krieg soll also zwischen den gebildeten europäischen und asiatischen Nationen in Zukunft ein Menschheitsverbrechen sein, das gar nicht mehr begangen werden darf. Und weil die Völker bisher allemal gesagt haben: „Ja,



Zur Telefonverbindung Berlin—Newport.

Es ist gelungen, eine offizielle telephonische Verbindung Berlin—Newport einzuführen. Unser Bild zeigt die Antenne der Radiostation in Roch Point auf Long Island, über die diese Telephon-gespräche geführt wurden.

man muß sich doch wehren, wenn man angegriffen wird! Also wollen wir nur den „Angriffskrieg“ verbieten, nicht aber den „Verteidigungskrieg“! hat der Amerikaner sehr schlaue gelächelt und gesagt: „Das ist eine uralte Geschichte, daß jedes Volk, das in den Krieg zieht, schreit: Wir sind die Angegriffenen! Niemand will der Angreifer sein. Wie ist es denn anno 14 gewesen? Die Deutschen haben gesagt: Wir wehren uns gegen die Mächte, die uns überfallen haben! Und die Franzosen haben geschrien: Dies scheußliche Deutschland. Mitten im Frieden fällt es über uns her. Und die Engländer haben gesagt: Wenn Deutschland angreift, müssen wir ihm auf

die Finger klopfen! Und ebenso die Russen und alle die anderen Völker, die hinten dran gekommen sind. Nein, es gibt keinen Unterschied zwischen Angriffskrieg und Verteidigungskrieg. Jeder Krieg, er mag heißen, wie er will, wird geächtet!“ Sehr schön! Deutschland hat dem Herrn Kellogg gleich zugestimmt. Die Franzosen haben aber „Männle“ gemacht. Sie riechen den Braten: Da wird abgerüstet, wenn man diesen Kelloggspakt annimmt. Und so haben sie allerlei Redensarten gemacht von den Sonderbündnissen, die sie geschlossen hätten mit Polen und Tschechen und Serben und Kroaten und Rumänen — und die sie nicht ohne weiteres auflösen könnten. Und der Engländer hat sich mit guten Manieren — zu nichts verpflichtet. Er kann, wenn es sein muß, so tun, als wolle er mitmachen. Aber wenn es hart auf hart kommt, zieht er sich geschickt aus dem Handel. So ist bis dato aus dem Kelloggplan ebenjowenig etwas geworden, wie aus dem Geschwätz der Abrüstungskommission. Freilich der Amerikaner ist zäh wie Hosenleder und gibt nicht so schnell nach. Er hat seinen Friedensplan, den man jetzt „Kelloggspakt“ nennt, wieder vorgelegt, nachdem er auf Frankreichs Einwände Rücksicht genommen hatte. Nun meinen manche Leute, daß den Franzosen nichts mehr übrig bliebe, als zu unterschreiben. Aber ob das Unterschreiben einen großen Wert haben wird, wagt der Hausfreund zu bezweifeln. Ein „Pakt“, dem alle „Hörner und Zähne“ ausgerissen sind, hat nur wenig Wert. Ein höfliches Geschwätz, mit dem man der Welt einen blauen Dunst vormacht!

Und drum hat es trotz aller Abrüstungspläne und Kelloggpakete in der Welt gehörig „gepfupfert“. Die Polen und die Litauer sind einmal hintereinander gewesen. Die Polen haben einstens den Litauern ihre Stadt Wilna durch einen „Handstreich“ weggenommen. Darob grollen die Litauer heute noch, und wie einmal der Polenmarschall Pilsudski mit ein paar Regimentern der litauischen Grenze ein wenig sehr nahe gekommen ist, haben die Litauer Zeter und Mordio geschrien. „Ein neuer Handstreich! Er nimmt uns noch den ganzen Kram weg!“ Die Sache ist vor den Völkerbund nach Genf gekommen, und nachdem der Litauer Präsident Woldemaras und der polnische Minister Zaleski sich gehörig angeschrien hatten, hat

der Völkerbund die zwei Streitthämmer bei den Händen genommen und gesagt: „Alons, vertragt euch!“ Und sie haben sich die Hände geben müssen und recht rote Köpfe dabei gehabt. Drum wird die „Versöhnung“ nicht arg lang dauern. Noch viel unheimlicher „pfupfert's“ zwischen Frankreich und Italien. Die sind gar nicht mehr gut Freunde miteinander; die ehemaligen „Verbündeten“ schauen mit scheelen Gesichtern zueinander hinüber. Wie der Franzose mit dem Spanier sich wegen der marokkanischen Stadt Tanger herumgezankt hat, weil der Spanier diese Stadt gern eingestekt hätte und der Franzose es nicht hat leiden wollen, ist auf einmal ein ita-

Heimliches Gehe
ber den Franz
Küchelt auf
Verhandlungen
Stimmen von
zu der Seite
Dann ist es
gepfupfert
kann man
nen nämlich
reden, wie
gesien sind
den Ballan
nicht mit de
immer in d
gen mit de
Nachspüre
ist immer
zu einen V
sollte jager
Serben, so
Solunam,
mit den P
„antretien
in Italien
sein Brot
ist übrig
es fertig
mit den
arg weis
berichtig
die Engli
weil sie
tönen etw
nicht im
Staaten
angen tr
In der
recht und
Das „Si
Wollen z
von Eng
anderen
„hebt“
rechte V
aus Kro
einander
Reichsto
ihren G
gen. G
ein Mor
— name
gesogen
ten gef
darunter
Stephan
jeder je
Freunde
fen. W
bauer?“
Kun
fragt:
den Ra
Ich wem
Gema
Denn
vom zu
den z

lienisches Geschwader vor Tanger erschienen. Das hat den Franzosen sagen wollen: „Wenn ihr nicht Rücksicht auf uns nehmt bei euren politischen Verhandlungen, gehen eines Tages unsere Kanonen von selber los!“ Da haben die Herren an der Seine gewaltig die Augen rollen lassen. Dann ist es noch schlimmer gekommen, weil die Franzosen einen Freundschaftsvertrag mit Südslawien unterzeichnet haben. Die Italiener möchten nämlich die Herren des ganzen Mittelmeeres werden, wie es einst ihre Vorfahren, die Römer, gewesen sind. Und drum sollen die Völker auf dem Balkan mit den Italienern zusammengehen, nicht mit den Franzosen. Drum haben die Italiener in dem Freundschaftsvertrag der Franzosen mit den Südslawen einen „Eingriff in ihre Machtsphäre“ gesehen — die Staatsmänner drücken sich immer sehr höflich aus! — und flugs haben sie einen Vertrag mit Albanien geschlossen. Das sollte sagen: „Geht ihr mit den Kroaten und Serben, so gehen wir mit den Albanern, den Bulgaren, den Ungarn und — wenn's langt — mit den Rumänen“. Einer will den anderen „eintreiben“. Und so ist es glücklich so weit, daß in Italien man den Franzosen bald kein Stücklein Brot mehr gönnt. Der Italiener Mussolini ist übrigens ein sehr geheimer Kumpen. Er hat es fertig gebracht, auch mit den Griechen und mit den Türken gut Freund zu werden. Und so arg weit ist's nimmer zu seiner Mittelmeerherrschaft. Es gibt Leute, die meinen, daß sich die Engländer darüber recht im Stillen freuen, weil sie den stolzen Franzosen es gönnen, daß ihnen eine Laus im Pelz sitzt. Aber „sauber ist's nicht in der Luft,“ wenn einmal zwei so große Staaten einander fortwährend auf die Hühneraugen treten.

In der letzten Zeit hat es sogar angefangen, recht ungemüßlich zu werden auf dem Balkan. Das „Südslawische Reich“, das einstens der Herr Wilson zusammen mit seinen Räten Lloyd George von England, Clemenceau von Paris und den anderen „Verbündeten“ zusammengelikt hat, „hebt“ nicht recht. Die Staatschneider sind rechte Pfuscher gewesen. Denn dies Reich besteht aus Kroaten und Serben. Und die zwei können einander nicht recht riechen. So ist es denn im Reichstag zu Belgrad — die Serben heißen ihren Reichstag „Skupstina“ — böß hergegangen. Ein Serbe — das heißt: er ist eigentlich ein Montenegriner, aber er hält sich zu Serbien — namens Ratschitsch, hat den Revolver herausgezogen und mir nichts, dir nichts, auf die Kroaten geseuert. Er hat etliche drei totgeschossen, darunter den Neffen des kroatischen Führers Stephan Raditsch, und den Stephan Raditsch selber schwer verwundet. Das sind die „guten Freunde und getreuen Nachbarn“ auf dem Balkan. Wie lange wird diese „Freundschaft“ noch dauern?

Nun aber wird der Leser ungeduldig und fragt: „Hausfreund, warum führst du mich bei den Rattenfallenhändlern im Südosten herum? Ich will wissen, wie es in Deutschland aussieht?“ Gemach! Jetzt kommen wir nach Deutschland. Denn auch dem Hausfreund liegt viel dran, davon zu berichten, wie sich das Verhältnis zwischen den zwei feindlichen Nachbarn, den Deutschen

und den Franzosen, inzwischen gestaltet hat. Der geneigte Leser weiß ja, daß der deutsche Außenminister Stresemann mit dem französischen Außenminister Briand, zuerst in Locarno und dann in Thoiry, zusammen gewesen ist, und daß die zwei damals miteinander ausgemacht haben: „Das Kriegsbeil muß begraben werden. Wir müssen endlich zu einem richtigen Frieden kommen!“ Ja, wenn nur die zwei es zu machen gehabt hätten! Aber da haben noch viele andere die Hände drein gesteckt. Und unter den vielen anderen sind Leute gewesen, die haben die Friedenssuppe nicht essen mögen. Der Hausfreund weiß nicht, war sie ihnen zu heiß oder zu kalt. Jedenfalls, die großen Besprechungen, die damals dem deutschen Michel gemacht worden sind, stehen heute noch so ziemlich unerfüllt da. Man hat damals wunder wie große Töne geredet von der Verminderung der Besatzung im Rheinland. Und jetzt? Ganze zehntausend Mann hat man weggenommen, so daß immer noch über fünfzig tausend Mann in dem armen Rheinland liegen. Die haben sogar im letzten Herbst ein Mandat gemacht über das halbe Rheinland weg von der Pfalz über den Hunsrück. Gerade so, als ob sie in Feindesland wären. Das sieht nicht nach Frieden und Verjöhnung aus. Und dann war die Rede davon, daß man auch für eine erträgliche Kriegsschuldenlast für Deutschland sorgen wolle. Wir armen Deutschen müssen jetzt im Jahr 2 Milliarden an unsere Feinde zahlen. Und so langsam schnüren sie uns den Hals zu, wie der selige Doktor Eisenbarth, der einem Kropfigen den Kropf mit einem Hemmseil weggeschürt hat, so daß der arme Mann „für immer“ Ruhe gehabt hat. Daß wir Deutschen auf die Länge das nicht aushalten, sieht auch ein Blinder. Wie vielmehr der „Reparationsagent“ Parker Gilbert. Den haben uns die Amerikaner nach Berlin gesetzt, damit er scharf kontrolliere, ob Deutschland seinen Zahlungspflichten nachkommt. Er ist so eine Art von Ober-Gerichtsvollzieher der „Verbündeten“ und muß uns die Taschen visitieren. Der hat zuerst im Herbst das Maul riesig vollgenommen und Deutschland hart angeklagt: Es treibe eine unverantwortliche Schuldenwirtschaft. Die Deutschen müßten erst einmal sparen lernen. Und er, der Amerikaner, wolle es ihnen zeigen. Aber mit einemmal hat er aus einer anderen Tonart gepfiffen. Er ist Anfang des neuen Jahres nach Amerika gefahren und hat seinen großen Geldleuten in Newyork gesagt: „Wenn wir so weiter machen und Jahr um Jahr kommen und von den Deutschen immer die zwei Milliarden wollen, wird eines Tages der deutsche Geldbeutel ausgeleert sein bis auf den letzten Pfennig, und wir kriegen gar nichts mehr. Wir müssen das anders machen. Wir müssen den Deutschen die ganze Summe nennen, die sie uns zahlen sollen. Dann können sie sich darauf einrichten und jedes Jahr so viel zahlen, daß in einer absehbaren Zeit sie ihre Schulden an uns los haben!“ Damals haben wir Deutsche schon anfangen wollen, aufzuatmen. Flugs aber hat der Franzose Poincaré geschrien in der Kammer in Paris: „Wir haben schon lang gesagt, wie viel die Deutschen uns schulden. 130 Milliarden!“ Er hätte gerade so gut sagen können: „Eine Mil-

tion Milliarden!“ Denn kein Volk der Erde, — nicht einmal die reichen Amerikaner! — kann so viel zahlen. Die anderen unter den Verbündeten haben auf den Stockhähnen gelacht. Die haben gewußt: „Das ist Blech, was der Poincaré in die Welt hinausstreit!“ Aber bis heute weiß man noch nicht, wie hoch die Schuldensumme sein soll, die wir schließlich noch zahlen müssen. Drum sieht es bei uns auch so erbärmlich aus. Zwar hat sich unser Handel langsam wieder gehoben. Die Fabriken haben zu tun. Auch ins Ausland können wir viele Waren liefern. Die Zahl der

daß die Wohnungsnot in Deutschland immer noch sehr groß ist. Niemand kann bauen, weil das Baukapital geliehen werden muß, und wenn man's so hoch verzinsen muß, müssen die Mieten ebenso hoch gesteigert werden. Aber dann findet sich niemand, der diese hohen Mietzinsen bezahlen kann. Daher kommt es, daß nur mit staatlicher und städtischer Unterstützung gebaut werden kann, und das geht sehr, sehr langsam. Immer noch fehlen in Deutschland sechshunderttausend Wohnungen, und jedes Jahr fordert neue zweihunderttausend Wohnungen. Welch ein großes Elend liegt



Das furchtbare Eisenbahnunglück bei Nürnberg.

In der Nacht vom 9. zum 10. Juni entgleiste bei Nürnberg ein D-Zug. Die Lokomotive, ein Tender, der Badwagen und vier Personenwagen wurden vollständig zerkleinert. 24 tote und viele schwer- und leichtverletzte sind die Opfer dieser Katastrophe. Unser Bild zeigt eine Uebersicht über die Unglücksstätte.

Arbeitslosen ist beträchtlich gesunken. Und es kommt wieder Geld nach Deutschland herein. Aber man weiß nicht, wie lange der gute Geschäftsgang vorhält. Die Geschäftsleute nennen solch ein Jahr eine „gute Konjunktur“. Und sie wissen, daß auf diese gute Konjunktur immer wieder eine schlechte Konjunktur folgt. Was wird dann aus uns, wenn unsere Fabriken keine so großen Bestellungen mehr bekommen? Und wenn dann wieder Arbeiter entlassen werden müssen? Aber auch die „gute Konjunktur“ hilft uns vorderhand nicht viel. Denn wir müssen zu viel bezahlen. Die zwei Milliarden sind ein fürchterliches Zentnengewicht. Darum hat sich bei uns immer noch kein großes Kapital bilden können. Das Geld ist schrecklich teuer. Man muß bis zu 10 und 11 Prozent bezahlen, wenn man Geld aufnehmen muß. Das hat man früher Wucher geheizen, und die so viel verlangt haben, sind ins Zuchthaus gesperrt worden. Jetzt verlangen es alle Banken und — kriegen es. Denn Kredit muß der Geschäftsmann haben, sonst kann er nicht arbeiten. Kriegt er ihn nicht billig, so bezahlt er ihn halt teuer. Daher kommt es auch,

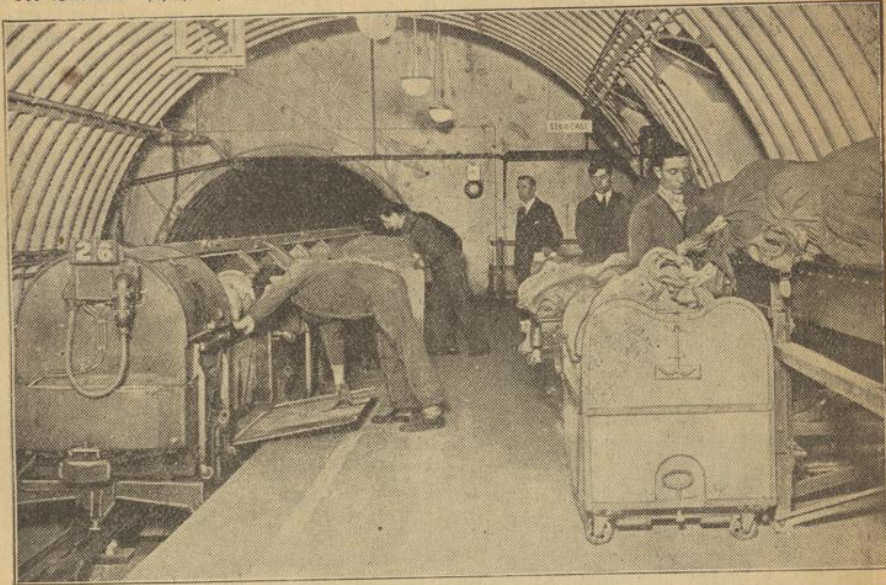
in diesen Zahlen! Warum die Franzosen und die Engländer ihren Leuten nichts davon sagen? Sondern immer nur auf das arme Deutschland hineinschelten, das nicht „willig“ genug sei. Willig, wie der Esel, auf den sie hineingeschlagen haben, bis er umgefallen ist — ja, das sind wir Deutschen! Das ist die blanke Wahrheit.

Wenn wir nur wenigstens untereinander einig wären! Aber da hat's böses ausgehen im vergangenen Jahr. Der alte Reichstag, der — wie der geneigte Leser weiß — eine Rechtsregierung gehabt hat, hat ein Schulgesetz einführen wollen, das der Innenminister v. Reubell verfertigt hat. Dreierlei Arten von Schulen sollte es in Deutschland geben: „Bekennnisschulen“, in denen nur Schüler von einem und demselben Bekenntnis sitzen sollten, also Schulen für die Katholiken und die Evangelischen und die Juden. Dann „Simultanschulen“, in denen Schüler aller Bekenntnisse vereint werden sollten. Und dann „weltliche Schulen“, in denen die Kinder der religionslosen Familien sein sollten. Ein schöner Kuddel-Muddel! Und einen Haufen Geld hätte das gekostet. Auch wir in Baden hätten müssen

unsere schöne christliche Simultanschule, mit der wir ein halbes Jahrhundert ausgezeichnet gefahren sind, aufgeben müssen. Man hätte uns allerdings noch fünf Jahre Zeit dazu gelassen. Aber dann hätte es keinen Bardon mehr gegeben. Dann wäre auch bei uns dies jämmerliche Durcheinander eingeführt worden. Aber das Gesetz ist nicht durchgegangen. Die Deutsche Volkspartei hat nicht mitgetan. Und so ist die Rechtsregierung auseinander gebrochen.

Nur noch eins hat der Reichstag zustande gebracht: die Landwirtschaft ist in Deutschland sehr

ihrer Wahlfaulheit den Roten den Haken in die Küche gejagt haben! Sehr schwer ist es gewesen, eine Regierung zusammenzubekommen. Der Sozialdemokrat Hermann Müller-Franken, der übrigens in Mannheim geboren ist, ist Reichsfinanzler geworden und hat nach langen schweren Bemühungen, in denen ihm der Reichspräsident v. Hindenburg beigegeben ist, endlich ein Kabinett von „führenden Männern“ zusammengebracht. Er hat aus den Reihen der Sozialdemokraten, Demokraten, Deutschen Volkspartei, Bayerischen Volkspartei, Zentrum die tüchtigsten Köpfe



Eine Postuntergrundbahn in London.

Um den umfangreichen Postverkehr in London von der Straße wegzunehmen, hat man jetzt nach verschiedenen bedeutenden Bezirken eine eigene Untergrundbahn fertiggestellt, die vor dem Krieg begonnen und jetzt eröffnet wurde. Die Kosten betragen über 30 Millionen Mark. Die Bahn verbindet in eigenen Tunneln das Hauptpostamt mit den verschiedenen Filialen und die Postämter werden daher nicht mehr in Autos usw. auf der Straße sondern durch diese Untergrundbahn in die einzelnen Verteilungsämter gebracht. Der Zug fährt ohne Führer und wird von einer Zentrale aus dirigiert.

übel daran. Sie muß so ungeheure Steuern zahlen, daß sie überschuldet ist. Dazu ist ein ganz schlechtes Erntejahr gekommen. Es hat im Juli und August und September in einem fort geregnet. Die Ernte ist heinase ganz im Wasser zu Grunde gegangen. Da hat der Reichstag, ehe er auseinander gegangen ist, noch ein „Notgesetz“ für die Landwirtschaft gemacht, daß sie nicht vollends bankrott werden soll. Hoffentlich hilft's, ehe es zu spät ist!

Und dann hat man einen neuen Reichstag gewählt. Dabei ist die deutsche Uneinigkeit zutage gekommen. 32 Parteien sind aufmarschiert und haben Abgeordnete im Reichstag haben wollen. Was dabei herausgekommen ist, hat jeder Einsichtige von vornherein gewußt: ein riesenhafter Auf nach links. Die Sozialdemokraten haben 152 Sitze bekommen, die Kommunisten 54. Die bürgerlichen Parteien haben alle verloren. Daran schuld waren allerdings viele „Nichtwähler“, die verdrossen daheim geblieben sind und mit

ausgewählt, die wenigstens einmal bis zum Herbst regieren sollen. Unser badischer Landmann Dietrich ist auch dabei. Was im Herbst wird, weiß man noch nicht. Hoffentlich haben sie dann so gut ihre Sache gemacht, daß man sie am Ruder läßt.

Der Reichspräsident v. Hindenburg hat am 2. Oktober 27 seinen 80. Geburtstag gefeiert, und das ganze deutsche Volk — mit Ausnahme von ein paar ganz Radikalen auf der äußersten Linken — hat ihm zugejubelt. Das hat den Hausfreund gefreut. Am liebsten wäre er auch nach Berlin gefahren und hätte dem treuen und selbstlosen Mann die Hand gedrückt und ihm gedankt für seine große Ruhe, die ihn am Vaterland nicht hat verzeifeln lassen, obwohl es manchmal zum Verzweifeln hätte sein können. Solche Männer müssen an die Front. Dann ist Deutschland noch lange nicht verloren!

Leider hat's auch an allerlei Unglücksfällen nicht gefehlt. Am 10. Juni ist in der Nähe von

Nürnberg, bei der Ausfahrt aus dem Bahnhof Siegelisdorf der Schnellzug München—Frankfurt entgleist. Es hat vierundzwanzig Personen das Leben gekostet, sechs Personen sind schwer und zwanzig leicht verwundet worden. Man hat nicht herausgebracht, was die Schuld an diesem großen Unglück ist. Dem Hausfreund kommt ein Wort in den Sinn, das einmal ein ernster Mann gesagt hat: „Den Menschen von heute kann nichts schnell genug gehen. Und doch kommen sie mit all ihrem Rasen schließlich nur zum Untergang!“ Dies entsetzliche Drauslosfahren ist ein Stück unserer Ungeduld und unserer Nervosität. Und daran geht so viel blühendes Leben zugrunde!

Nun muß aber der Hausfreund seine Leser über den Rhein hinüberführen. Zu den Nachbarn. Die Elässer haben einen merkwürdigen Prozeß erlebt. Das war der „Autonomistenprozeß“ in Kolmar. Diese Autonomisten sind Leute, die möchten, daß Elsaß eine eigene Regierung bekäme. Sie sind nicht zufrieden damit, daß in ihrem Land die Franzosen das große Wort führen und alle hohen Regierungsstellen verwalten. Auch sind sie ärgerlich darüber, daß überall — in den Schulen, vor Gericht, sogar im Gottesdienst — die französische Sprache eingeführt worden ist oder noch eingeführt werden soll. Sie haben eben gesehen, daß auch bei den Franzosen nicht



Stadion in Amsterdam.

Im Schwarzwald hat sich eine greuliche Mordtat zugegetragen — ungefähr um dieselbe Zeit. Auch Anfang Juni. Zwei Lehrerinnen, zwei Fräulein Gersbach, haben eine Wanderung gemacht in der Nähe von Neustadt. Am sogenannten „Thurner“, einem sehr schönen Aussichtspunkt, sind sie von einem Unbekannten überfallen, ausgeraubt und zusammengeschossen worden. Da haben allerlei Zeitungen gefaselt von der Unsicherheit des Schwarzwaldes. Aber das ist Torheit. Die Mordtat hätte gerade so gut in Bayern im Gebirge oder im Thüringer Wald oder am Rhein unten passieren können. Es gibt überall schlechte Menschen, die einsame Wanderer anpacken. Und daß der Schwarzwald besonders unsicher sei, hat man in vielen Jahrzehnten nicht gehört. Obwohl jeden Sommer ungezählte Tausende durch unsere schönen Berge wandern. Man hat leider die Toten erst ein paar Tage nach der schrecklichen Tat gefunden. Und so scheint es dem Mörder gelungen zu sein, sich in Sicherheit zu bringen.

alles Gold ist, was glänzt. Und darum wollen sie, daß die Franzosen ihnen eine eigene Regierung gewähren. Aber das mögen die Franzosen nicht. Sie wollen, daß ganz Frankreich eins bleibt, wie es Jahrhunderte lang gewesen ist. Und so haben sie den Autonomisten das Fell gerben wollen. Sie haben ihnen den Prozeß auf Hochverrat gemacht. Die Führer der Autonomisten sind eingesperrt worden, und zu Kolmar hat man sie mit Gefängnisstrafen bis zu einem Jahr bestraft, obwohl man ihnen nicht das geringste von Hochverrat hat nachweisen können. Es war ein richtiger Justizskandal, über den man in ganz Europa die Köpfe geschüttelt hat. So sieht die französische „Freiheit“ aus. Wer seine Meinung sagt, triegt eine auf den Mund, daß er in Zukunft schweigen soll.

Aber nun sind die französischen Wahlen gekommen. Und siehe da! Im Elsaß sind nicht weniger als vier Autonomisten in den französischen Reichstag, der „Deputiertenkammer“ heißt, ge-

wollt werden.
abgeschworen,
Klein und
für die Fran
bei mit die
zu werden ta
bei sich scho
was er man
bedeutete: K
In übrige
immer in
Lencarés a
den gelag
in Franke
us der Unsi
innen wür
be nach sein
die Rechts

bedrängte
den stabil
gefähr 1 W
Borens: E
hunderttau
zwanzigtau
französisch
lich ist ihm
paralleler
gleichen.
haben doch
sind nicht
Solencarés
wadeln
entfellen
Der hant
französisch
weshalb
„Wie D
von, wenn
Denn dan
was mein
er mit d
und es
von der

wählt worden. Darunter auch die zwei Haupt-
rädelsführer, die man in Kolmar verurteilt hat,
Ricklin und Kossé. Das war ein schwerer Schlag
für die Franzosen. Sie haben einsehen müssen,
daß mit diesen dickköpfigen Elässern man nicht
fuhrwerken kann, wie man will. Und Poincaré
hat sich schon lebhaft den Kopf darüber zerbrochen,
was er machen will, um seine unzufriedenen neuen
Landsleute wieder zur Vernunft zu bringen.

Im übrigen sind die Wahlen zur Deputierten-
kammer in Frankreich ganz nach dem Willen
Poincarés ausgefallen. Er hat seinen Lands-
leuten gesagt, wenn sie „gut wählen“, werde er
den Franken stabilisieren, so daß die Franzosen
aus der Unsicherheit ihrer Baluta endlich heraus-
kommen würden. Und so haben sie in hellen Hau-
sen nach seinem Willen gewählt. Es ist eine rich-
tige „Rechtswahl“ geworden. Und er ist der un-

das den Polen nicht in den Kram. Der polnische
Außenminister Zaleski ist extra nach Paris ge-
fahren und hat dort eine Rede gehalten, in der
er sagte: Die Rheinlande dürften erst geräumt
werden, wenn auch Polen die nötigen Sicherheiten
für seine Grenze bekomme. Die Deutschen haben
ihm aber die kalte Schulter gezeigt. Sie seien ge-
wöhnt, ihre Angelegenheiten selbst mit den Fran-
zosen zu verhandeln. Die Polen brauchten sich
darum nicht zu bekümmern. Und die Engländer
haben einen kalten Wasserstrahl nach Polen ge-
richtet. Ob denn die Polen glaubten, daß ein
einziges Engländer seine Knochen sich dafür
kaputt schießen lasse, daß ihnen ein Extrawürst-
chen gebraten werde? Jedenfalls wird in den
kommenden Jahren gründlich über die Rheinlande
verhandelt werden und ebenso über die deutschen
Schuldzahlungen!



Zum Flug Nobiles.

Die Drähte der Funkstation von Ringsbay, über die die einzige Verbindung von den Sucher Expeditionen
zur übrigen Welt lief.

beschränkte Meister. Er hat dann auch den Fran-
ken stabilisiert. Und zwar so, daß 5 Franken un-
gefähr 1 Mark wert sind. Das heißt mit anderen
Worten: Wer vor dem Kriege ein Vermögen von
hunderttausend Franken gehabt hat, hat jetzt noch
zwanzigtausend. „Au wei gewunne!“ haben die
französischen Kleinrentner geschrien. Dieser Aber-
laß ist ihnen doch zu arg. Sie können sich ja noch
gratulieren, wenn sie sich mit uns Deutschen ver-
gleichen. Wir haben alles verloren. Sie aber
haben doch noch ein Fünftel gerettet. Aber sie
sind nicht mehr so übermäßig mit ihrem großen
Poincaré zufrieden. Sein Thron beginnt zu
wackeln. Aber er ist Manns genug, um diesen
wackeligen Thron wieder auf feste Füße zu stellen.
Der Hausfreund glaubt nicht daran, daß die
Franzosen ihn stürzen. Sie brauchen ihn zu not-
wendig.

Wir Deutschen würden übrigens nicht gut fah-
ren, wenn er von der Regierung abtreten würde.
Denn dann käme einer, der es noch schlimmer mit
uns meint. Er scheint allmählich einzusehen, daß
er mit dem Kopf nicht durch die Wand kommt,
und es weht so etwas wie ein Friedenslüftlein
von der Seine über den Rhein. Allerdings paßt

Die Russen haben im Herbst 27 das zehnjährige
Bestehen ihrer Sowjetrepublik mit großem Ge-
pränge gefeiert, Paraden ihrer Truppen abgehal-
ten, glänzende Feste mit großen Festessen und
allerhand Feuerwerk veranstaltet, so wie die
„bürgerlichen Staaten“ es auch einst gemacht
haben. Und sie haben getan, als ob das große
Sowjetweltreich schon morgen dastehen werde.
Dabei haben sie Handel genug in ihrem Land
und sogar ihren „Altmeister“ Trozki, der einst
die Revolution hat machen helfen, mit seinen
Kumpanen Kamenew, Sinowjew und Katowski
nach Sibirien geschickt, wo sie über den „Dank der
Republik“ nachdenken können. Genau so wie es
einst der Zar gemacht hat. Dazu ist immer noch
Hungersnot in dem armen Land, und eine Ge-
waltherrschaft, vor der dem Hausfreund grauft.
Die „Tscheka“ schießt immer noch jeden tot, der
nicht will, wie die Herren in Mostau wollen,
und sich erkühnt, seinen Schnabel aufzumachen und
schlecht zu heißen, was schlecht ist. Sie haben sich
sogar einen Hochverratsprozeß geleistet, den
„Schachtprozeß“, in den sie auch etliche deutsche
Ingenieure verwickelt haben. Sie haben den
Deutschen, die im Donezgebiet für die roten Herr-

schaften Fabriken gebaut haben, vorgeworfen, sie seien im Komplott gegen die Sowjets gewesen und hätten an dem Umsturz des Sowjetstaates gearbeitet. Man hat ihnen nichts nachweisen können. Trotzdem hat der Staatsanwalt Krylenko, Gefängnisstrafen gegen sie beantragt. Um so verwunderlicher, als die Russen gar zu gern mit Deutschland jetzt wieder ein Extratanzlein wagen möchten und meinen, die Deutschen seien ihre besten Freunde und sollten sich zu ihnen halten, statt zu den Franzosen, die ihnen doch nur Stant für Dant gäben!

Die Italiener malträtierten unsere armen deutschen Landsleute in Südtirol immer noch nach Kräften. Sie wollen das Deutschtum dort mit Stumpf und Stiel ausrotten. Wer noch an seinem Deutschtum hängt, wird eingesperrt oder

heggegangen. Die Südmarmee unter Tschiantaisch ist geschlagen worden von der Nordarmee Tschangtsolin. Dann hat Tschangtsolin wieder von der Südmarmee Hiebe bekommen. Schließlich ist Tschangtsolin im Mai durch ein Bombenattentat aus dem Wege geräumt worden. Es hat sich eine nationale Regierung gebildet aus den übrigen Generälen, unter denen Tschiantaisch und Fenchjüsiang die Hauptrolle spielen. Sie haben sich in Nanking niedergelassen, eine neue Fahne für China ausgesonnen: rot-blau mit einer weißen Sonne. Der Hausfreund würde es dem unglücklichen Volk von Herzen gönnen, wenn es endlich zur Ruhe käme. Vor allem sollten die neuen Herren das furchtbare Räuberunwesen ausrotten, unter dem Millionen leiden. Und dann den unzähligen Hungernden, die wie die Fliegen



Preußische Disziplin

bei den Chinesen

ausgewiesen. Aber die Deutschen haben nicht umsonst Eisenschädel. Sie wehren sich mit finsterner Verbissenheit um ihr Volkstum.

In Rumänien ist der alte König Ferdinand, der im Weltkrieg gegen Deutschland war, obwohl er ein Hohenzoller gewesen ist, im Herbst gestorben. Sein Sohn Carol, der ehemalige Kronprinz, hat schon längst das Land verlassen; er hat seine Gemahlin im Stich gelassen und führt mit einer Madame Lupescu in Paris ein Leben nach seiner Art. Darum ist sein Sohn Michael, ein sechsjähriger Knabe, König geworden. Carol wäre gern zurückgekommen, um sich die Königskrone aufs Haupt zu setzen. Aber der Ministerpräsident Bratianu hat's verhindert. Dieser Bratianu ist kurz darauf gestorben, und sein Bruder ist an seine Stelle getreten, der gerade so deutschfeindlich ist, wie sein Vorgänger.

Im fernen Osten ist China immer noch das Land der ewigen Unruhen. Es ist wild und wüßt

dahin sterben, Brot reichen! Das Chinesenvolk hat eine große Zukunft, wenn es einig wird.

Aus all den vielen Wirren und Wüsteneien der Politik möchte der Hausfreund gern herauskommen und noch einiges Schöne und Friedliche erzählen können. Aber es gibt nicht viel Schönes zu sagen.

Im Gegenteil! Sogar die Mutter Erde scheint sich gegen die Menschen aufzulehnen, die keine Ruhe halten können, sondern sich das Leben so unsäglich sauer machen. Es war, als ob die Erde dieses Gewimmel und Gewusel auf ihrem Rücken satt bekäme. Und so hat sie sich gerech und gestreck, und es hat furchtbare Erdbeben gegeben. Ueber das ganze Mittelmeer weg lief eine Welle unterirdischer Zusammenbrüche. Vor allem Griechenland hat sehr darunter zu leiden gehabt. Die Stadt Korinth ist sogar ganz zusammengefallen. Die armen Einwohner sind beinahe völlig entblößt in der Nacht umhergeirrt und haben schred-

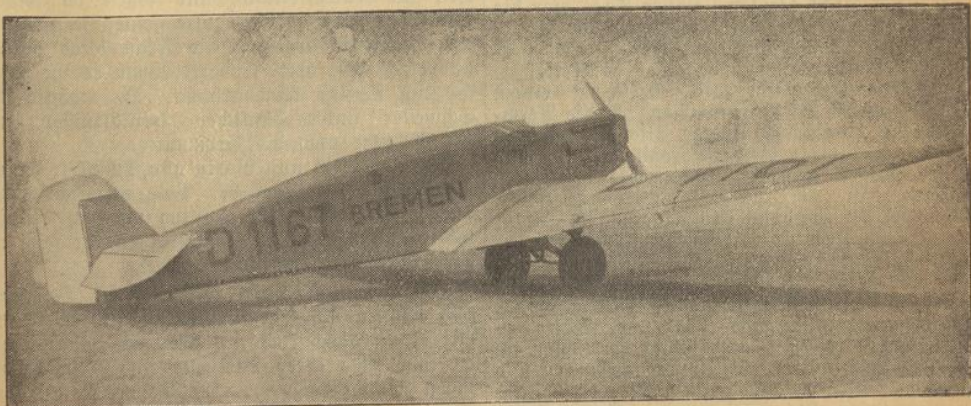
Die drei Ozeanflieger.



Freiherr v. Hünefeld

Major Fitzmaurice

Hauptmann a. D. Köhl



Flugzeug „Bremen“

der Tüchtigkeit
der Kadern
angeführt wird
men. Schließl
ch ein Sonde
nt werden l
ng geübet u
benen Tüch
angestellte spr
berpöhlen, es
en: rot-blau
freund würde
gönner, we
allem sollten
begunnen zu
en. Und der
wie die Flie

Chinesen

as Chinesen
einig wird
und Württem
d gern heraus
und Friedlich
ht viel Spä

ter Erde ist
men, die kein
das Leben
als ob die G
auf ihrem Kie
gerecht und
dgeben geg
ist eine We
Vor allem
en gehabt
stammengese
nase völlig
nd haben

liche Aengste durchgemacht. Auch Athen war stark gefährdet. Mehrere Tag lang hat der Boden gezittert, und die wundervollen Ruinen, die von der herrlichsten Kunst der Weltgeschichte noch erzählen, von der Kunst der Griechen, waren schwer bedroht. Es hat einer prophezeit, daß das Jahr 28 ein Erdbebenjahr sein werde. Hoffentlich aber beruhigt sich die Erde wieder und läßt den armen Menschen wenigstens ihr Obdach!

Aber ganz so trostlos soll der Bericht über dieses Jahr doch nicht schließen. Darum freut sich der Hausfreund, daß er von der kühnen Tat zweier deutscher Flieger reden darf: Freiherr v. Hünefeld und Hauptmann Köhl haben es unternommen, von Europa nach Amerika zu fliegen. Alle, die diesen Flug vorher gewagt haben, sind elendiglich zugrunde gegangen. Niemand weiß, wo sie ihr nasses Grab gefunden haben. Aber diesen beiden ist es geglückt. Sie sind von Irland aus aufgestiegen und haben den Kommandanten der irischen Luftstreitkräfte, Fitzmaurice, mitgenommen. Hat der Herrgott den armen vielgeprüften Deutschen eine besondere Wohlthat gegönnt? Jedenfalls sind sie hinübergekommen und haben auf einer Halbinsel in Neufundland landen können. Der Jubel, wie sie dann nach Amerika gekommen sind! Ganz Neuyork war aus dem Häuschen. Sie sind aber sehr bescheiden geblieben und haben gesagt, daß sie nur Gott danken könnten, daß dieses Riesenwagstück gelungen sei. Auch in Deutschland hat man sie gefeiert. Der Reichspräsident v. Hindenburg hat sie in einer Extraaudienz empfangen. Es war eine Heldentat, die an die mächtigsten Tage aus dem Weltkrieg erinnert hat. Es scheint, daß die Amerikaner seither den Deutschen ein viel freundlicheres Gesicht machen. Möge es so bleiben!

Weniger gut ist ein anderes Stück ausgegangen: der Flug über den Nordpol, den der italienische General Nobile mit dem Luftschiff „Italia“ unternommen hat. Zwar ist er richtig über dem Nordpol gewesen mit seinem Luftschiff und hat dort die italienische Flagge und ein von dem Papst geweihtes Kreuz abgeworfen, aber bei der Rückfahrt ist sein Luftschiff in einen wütenden Sturm gekommen, der es zertrümmert hat. Sie haben noch landen können und mit Funkprüchen um Hilfe gerufen. Lange Tage war die ganze Welt in fieberhafter Spannung, ob es gelingen werde, die Kühnen zu retten. Ein norwegischer Leutnant, Lundborg, hat es fertig gebracht. Aber leider nur halb. Er ist mit einem Flugzeug an die Stelle gekommen, wo die Vermissten mitten in einer graußigen Eiswüste gelegen sind, und er hat den General Nobile gerettet und nach Norwegen gebracht. Aber wie er wieder hingeflogen ist, um auch die anderen zu holen, ist ihm bei der Landung sein Flugzeug beschädigt worden. So liegt er bei den Unglücklichen: der Retter selbst in Todesgefahr! Man hofft aber noch, ihn zu retten. Was aber das Schlimmste ist, das ist, daß auch der berühmte Nordpolforscher Amundsen sich aufgemacht hat, um Nobile zu suchen und zu retten — und völlig verschollen ist. Die Norweger sind darob grimmig geworden und fahren jetzt über den General Nobile mit härtesten Vorwürfen her. Sein ganzes Unternehmen

sei leichtsinnig gewesen. Er habe ein ungenügendes Luftschiff gehabt und sich nicht richtig für alle die Schwierigkeiten der Polargegend ausgerüstet. Wie es immer geht, daß man hintendran geschelter ist als vornan.

So ist halt in der Welt viel Sorge und Bitterkeit. Aber es ist doch etwas Großartiges, daß der Menschengeist immer wieder aufs neue sich dramatisch, die Nöte der Welt zu bekämpfen und zu überwinden. Und drum schließt der Hausfreund seine Erzählung mit dem Wunsch: „Gott mit uns!“ Dann wird's recht, in der Welt — und in Deutschland!

Will die Welt betrogen sein?

Von Robert Münchgesang.

Von Mannheim nach Köslin im Pommerlande, das ist ein weiter Weg; aber er läßt sich schon zurücklegen, wenn man die Eisenbahn benützt. Man fährt nach Berlin zunächst, und das andere findet sich schon. Nach Rom führen viele Wege, wie das Sprichwort sagt, nach Berlin aber auch. Man muß nur einen gültigen Fahrschein haben und das nötige Geld, einen solchen zu kaufen.

Und da liegt der Haß im Pfeffer.

Mit solchen Gedanken saß nun die kleine Optantenfamilie in ihrem Quadrat in der großen Stadt, 3 4, drei Treppen hoch, hinten heraus. Alt-Mannheim ist nämlich in Quadrate eingeteilt, die noch durch Ziffern unterschieden werden. Die Leuten konnten froh sein, bei der gegenwärtigen Wohnungsnot ein Unterkommen gefunden zu haben, und es war allemal besser, als das im Flüchtlingslager in Preußisch-Holland, weit über der Weichsel. Es lebte sich ja ganz gut in der Rheinstadt, aber war es denn die liebe Heimat? Und sie sehnten sich alle nach der lieben Heimat. Da hatten sie ein kleines Anwesen, ein einfaches Häuschen mit Gärten und Kartoffelland, und saßen da lieblich zufrieden. Der Mann hatte seine Berufsarbeit und verdiente draußen, die Frau blieb daheim und erzog ihre drei Kinder. Wenn es ihr paßte, so ging sie ins Nachbarhaus. Da wohnte ihre Schwester unter ähnlichen Verhältnissen, und bei ihr war auch die Großmutter.

Das hätte ja nun bis in alle Ewigkeit dauern mögen, aber da kam der Pole mit der Knute und sagte: Wollt ihr polnisch werden, polnisch leben und denken, dann bleibt wo ihr seid, andernfalls schert euch zum Teufel.

Da ließen sie Haus und Hof mit Jammern und Klagen und vertauschten die lieben Räume mit einer Holzbaracke in Preußisch-Holland, und da auch hier ihres Bleibens nicht sein konnte, zogen sie nach Westen. Die Schwester mit ihrer Familie fand in Köslin Unterkommen und ihr